

Muße

Muße scheint in der Gegenwart – zumindest in Ländern des globalen Nordens – wieder an Attraktivität zu gewinnen. Auch wenn nicht immer direkt auf den Begriff Muße explizit Bezug genommen wird, so finden sich doch Bereiche, in denen Muße wieder aktiv gesucht und in denen Muße gleichzeitig mitunter zu einem zu vermarktenden Gut wird. Im Zusammenhang mit Erwerbsarbeit werden für Mitarbeiter*innen Räume zur Erholung während der Arbeitszeit eingerichtet oder es wird vermehrt über kürzere Arbeitszeiten im Hinblick auf eine Work-Life-Balance diskutiert. Populäre Medien, wie Zeitschriften und Blogs, setzen sich mit beschleunigten Zeiterfahrungen auseinander und bringen Entschleunigung, Ruhe oder eben Muße in Gegenstellung. Zudem ist eine Ausweitung von Coaching- und Freizeitangeboten zu beobachten, mit denen Menschen durch Achtsamkeitstraining, Yoga-Übungen und andere Formate zu sich selbst finden sollen. Aufgegriffen wird in allen genannten Bereichen das Bedürfnis nach freier und gleichzeitig sinnhaft genutzter Zeit, das mit dem Gefühl von Entfremdung durch Erwerbsarbeit und einem kontinuierlich wachsenden Leistungsdruck einhergeht. Muße erscheint hier als äußerst erstrebenswerter und positiv besetzter Zustand.

Mit diesem Befund ist zunächst eine Gesellschaftsdiagnose verbunden. Muße, so könnte man in Anlehnung an Hartmut Rosas (2016) Thesen zu veränderten Zeitstrukturen in der Moderne annehmen, ist heute als Effekt von oder als Gegenreaktion auf Beschleunigungserfahrungen zu beschreiben (vgl. Keiling/Krause/Liedke 2018). Damit ist aber noch keine genauere Bestimmung von Muße vorgenommen. Muße entzieht sich bis zu einem gewissen Grad einer trennscharfen Definition. Dies hat damit zu tun, dass in unterschiedlichen kulturellen Räumen und in unterschiedlichen historischen Kontexten Verständnisse und Vorstellungen von Muße verschieden gefasst wurden: „Jede Möglichkeit von und jedes Verständnis für Muße ist an spezifische kulturelle Ordnungen und historische Bedingungen gebunden“ (Gimmel/Keiling u.a. 2016: 3). Damit verbindet sich das Anliegen, Muße als Begriff wie als Phänomen, das mit einer spezifischen Qualifizierung von Zeiterfahrungen zusammenhängt, historisch und in jeweils unterschiedlichen Diskursen (etwa in

der Philosophie, die für das Thema Muße zentrale Bestimmungen vorgelegt hat) einzuordnen (vgl. Hasebrink/Riedl 2014). Grundlegend stellt sich dabei die zentrale Frage, ob Muße ein anthropologisches Phänomen und damit ein grundlegendes Charakteristikum menschlichen Lebens ist: Ist Muße also ein spezifischer Zustand, der über verschiedene Zeiten und kulturelle Räume hinweg in gleicher Form zu finden ist? Dies legen phänomenologische oder philosophische Ansätze nahe. Ist es demgegenüber denkbar, Muße vielmehr als eine kontext- und situationsabhängige Interpretation und Erfahrung von Zeit zu verstehen und damit letztlich als eine Zuschreibung, die historisch wie kulturell kontingent und mit variablen körperlichen Praktiken verbunden ist, und die immer die jeweiligen gesellschaftlichen und kulturellen Umwelten reflektiert?

Für beide Fragen gilt, dass Muße als lebensweltlicher Begriff sowie als wissenschaftliches Konzept Differenzen und Grenzen impliziert: Muße wird in beiden Fällen von anderen Formen der Zeitwahrnehmung und der Zeitnutzung abgegrenzt. Die Qualifikation einer bestimmten Situation als mußevoll – etwa das lange Verweilen im Urlaub an einem See, bei dem man die Gedanken ohne Zeitdruck bei der Lektüre eines guten Buches schweifen lassen kann – basiert auf einer Abgrenzung zu anderen Zeitwahrnehmungen. Muße ist dann eben nicht Freizeit, Faulheit oder Müßiggang. Sie ist vielmehr mit der Interpretation einer sinnvollen und erfüllenden sowie als produktiv gedeuteten Nutzung von Zeit verbunden, die auf den ersten Blick paradoxerweise gleichzeitig als Untätigkeit charakterisiert werden kann (vgl. Dobler/Riedl 2017). Damit ist Muße auch anders konturiert als Langeweile, die Menschen als sinnlos und nicht erfüllend wahrnehmen. Die Abgrenzung der Muße von anderen Modi der Zeiterfahrung und Zeitqualifizierung sind selbstverständlich erst einmal nur idealtypisch gedacht. Bei genauerem Blick wäre zu fragen, welche Wechselwirkungen es gibt und wie bspw. Langeweile auch in Muße umschlagen kann und umgekehrt. Dabei spielen konkrete Situationen ebenso eine Rolle wie biografische Erfahrungen. So kann bspw. ein Museumsbesuch als Kind in Begleitung der Eltern als langweilig erfahren werden, im Erwachsenenalter dann aber als großer Kunstgenuss und durchaus als mußevolle Erfahrung. Über die biografische Dimension von Muße weiß die Forschung bislang kaum etwas. Dabei ist anzunehmen, dass Muße im Lebensverlauf unterschiedlich bewertet und auch praktiziert wird. Aus der Retrospektive deuten Erwachsene häufig die Kindheit als Zeit mit „abgegrenzte[n] Perioden einer Freiheit von temporalen Zwängen, die mit der Abwesenheit einer unmittelbaren, die Zeit beschränkenden Leistungserwartung verbunden sind“ (ebd.: 1) – und damit geradezu in idealtypischer Weise als Muße. Mit dem Eintritt in die Erwerbsarbeit und dem Zuwachs an Reproduktionsarbeit können sich dann Mußepraktiken und die biografische Relevanz von Muße ändern. Ebenso sind mit dem Eintritt in die Rente Änderungen erwartbar. Erneut

steht freie Zeit zur Verfügung, die mit dem Attribut Muße als sinnhaft interpretiert werden kann. Hier werden dann auch unterschiedliche Körperpraktiken und -wahrnehmungen relevant, die mit dem Praktizieren von Muße in Beziehung stehen.

Am prominentesten in der Begriffs- und Konzeptgeschichte der Muße ist ohne jeden Zweifel die Abgrenzung zwischen Muße und Arbeit. Schon Aristoteles etwa stellt die Muße der Arbeit gegenüber. In der griechisch-römischen Antike war Muße, verstanden als freie und selbstbestimmte Zeit, hingegen nur bestimmten sozialen Akteur*innen, nämlich der herrschenden Klasse, vorbehalten; Unfreie waren dagegen von der Muße ausgeschlossen. Ohne die Geschichte der Freizeit bis zur post-industriellen Gesellschaft im Detail nachzuvollziehen (vgl. Prahl 2015), zeigt sich doch, dass einerseits eine klare Trennung zwischen Muße und Arbeit oder Freizeit und Arbeit zwar spätestens seit der Industrialisierung in gesellschaftlichen Diskursen angenommen wird, dass diese Trennung jedoch sowohl historisch als auch für gegenwärtige Kontexte wissenschaftlich zu hinterfragen ist. Gleichmaßen kann nicht uneingeschränkt von einer Gleichsetzung der Begriffe „Muße“ und „Freizeit“ ausgegangen werden. So war die Erwerbsarbeit eben keinesfalls zwangsläufig eine mußefreie Zone, wenn sich bspw. Industriearbeiter im 19. Jahrhundert ganz gezielt Mußeräume schafften – etwa während der Arbeit am Fließband. Genauso wenig ist die Freizeit immer zwangsläufig mußevoll, nehmen doch soziale Akteur*innen auch Freizeitaktivitäten mitunter durchaus als Arbeit wahr; dies ist etwa dann der Fall, wenn die Freizeit durch eine expandierende Freizeitindustrie neben der Reproduktion der Arbeitskraft insbesondere auch dazu dient, symbolisches oder soziales Kapital anzuhäufen, das dann wieder in ökonomisches Kapital transformiert werden kann. Die Grenzen sind also fließend und können nur am jeweils konkreten Fallbeispiel in historischer oder gegenwartsorientierter Perspektive bestimmt werden.

Für gegenwärtige Diskurse in der Bestimmung von Muße und Arbeit ist seit einigen Jahren ein weiteres Thema relevant, an dem sich zeigen lässt, wie Muße als diskursives Argument genutzt wird: In Debatten um das bedingungslose Grundeinkommen wird zum Teil vehement die Frage diskutiert, ob die Zunahme frei verfügbarer Zeit durch den Wegfall der Erwerbsarbeit zu Faulheit führe oder ob Menschen durch die Absicherung des Einkommens zu sinnvollen Tätigkeit animiert werden. Hier wird mitunter auf das Konzept Muße verwiesen: Muße, die sich als tätiges Untätigsein oder als produktive Unproduktivität charakterisieren lässt, wird dabei zu einem strategischen Argument für ein bedingungsloses Grundeinkommen, weil damit belegt werden soll, dass die Freiheit von der Erwerbsarbeit auch produktive Potenziale freisetzen kann. Mit den Verschiebungen, die mit dem Stichwort Digitalisierung der Arbeitswelten einhergehen, dürfte Muße auch noch aus einer anderen Perspektive relevant werden.

Mit der Charakterisierung von Muße als produktiver Unproduktivität oder tätigem Untätigsein ist der paradoxe Charakter von Muße benannt, wie ihn etwa der Freiburger Sonderforschungsbereich „Muße. Grenzen, Raumzeitlichkeit, Praktiken“ herausgearbeitet hat (vgl. u.a. Hasebrink/Riedl 2014). Muße ist hier als „selbstbestimmtes und selbstverwirklichendes Tun“ (Gimmel/Keiling u.a. 2016: 52) definiert, das sich durch negative und positive Freiheit auszeichnet: „Muße bietet menschlicher Freiheit die Gelegenheit, sich zu verwirklichen. Praktiken der Muße sind letztlich Vollzugsformen von Freiheit“ (ebd.: 61). In welcher Beziehung stehen nun aber negative und positive Freiheit im Kontext von Muße? Schematisch kann davon ausgegangen werden, dass Muße aus der Freiheit von Zwang und Hierarchie, zeitlichen Routinen usw. entsteht und sich daraus eine positive Freiheit für selbstzweckhaftes Tun, Handlungsmöglichkeiten oder eben Selbstverwirklichung entwickelt.

Nun ist es Aufgabe kultur- und sozialwissenschaftlicher Forschung, diese theoretischen Bestimmungen von Muße in konkreten empirischen und (kultur-)historischen Fallstudien zu überprüfen. Dabei gilt es bspw., darüber nachzudenken, ob und wie Muße überhaupt empirisch analysierbar ist. Denn das Erleben von Muße lässt sich aus einer kulturwissenschaftlichen Perspektive weder beobachten noch messen. Man kann eben nicht sehen, ob jemand, der in einem Liegestuhl liegt und ein Buch liest, diesen Zustand gerade als mußevoll wahrnimmt und deutet. Genauso wenig lässt sich aus einer kulturwissenschaftlichen Perspektive vorhersagen und bestimmen, durch welche Faktoren Muße erzeugt werden kann. Zwar können bestimmte Orte, wie etwa eine Therme oder ein Museum, als Mußeräume konzipiert sein, ob sich bei den Besucher*innen dann tatsächlich Muße einstellt, ist von vielen Faktoren – bspw. der Atmosphäre – abhängig.

Aus einer kultur- oder sozialwissenschaftlichen Sicht ist eine relevante Frage, wie Muße kulturell oder sozial kodiert ist. Schließlich ziehen sich die soziale oder kulturelle Kodierung und damit verbunden auch die Verfügbarkeit über Muße durch die Geschichte dieses Konzepts wie ein roter Faden: angefangen mit der bereits erwähnten Antike und den freien Bürgern und der Aristokratie, die im Gegensatz zu den Unfreien über Muße verfügen sollten und konnten, über die Frühe Neuzeit und adelige Mußepraktiken, die überwiegend der Selbstrepräsentation dienten und die man dann auch wieder als Arbeit am Selbst interpretieren könnte, bis hin zu Überlegungen von Karl Marx zum Verhältnis von Arbeit und Freizeit (ein kurzer Überblick über die wichtigsten philosophischen Autoren findet sich in Gimmel/Keiling u.a. 2016). „Auch das Genießen der Muße, die ‚Herstellung‘ ihrer Räume und Zeiten, folgt einem sozialen Reglement“ (Soeffner 2014: 43). Insofern ist auch für die gegenwärtige Kultur- und Gesellschaftsanalyse zu fragen, welche sozialen Milieus heute in welcher Weise über Muße verfügen (können) und ob und wie

auch Muße-Praktiken sozial bestimmt sind. Begreift man Muße kulturwissenschaftlich als spezifische Qualifizierung von Zeit, die erst durch die erfahrungsbasierte Deutung von Menschen zur Muße wird, dann stellt sich die Frage, welche Differenzkategorien (z.B. Geschlecht oder Alter) hier wirksam werden. Zugespitzt müsste man etwa fragen, ob heutige Muße-Verständnisse nicht auf bildungsbürgerlichen Vorstellungen beruhen, die stark von einer hegemonialen Unterteilung von Kultur in Populär- und Hochkultur und damit eben auch von sozialen Differenzierungen geprägt sind – „Muße als Kennzeichen eines ständischen Privilegs“ (ebd.: 34). Sind also Erfahrungen von Muße in einem klassischen Konzert oder im Kunstmuseum in gleicher Weise möglich wie im Rahmen eines Hiphop-Konzerts oder in einem Freizeitpark? Damit einher geht die These, dass Muße auch aus Erkenntnissen der Begriffs- und Ideengeschichte heraus ein klassenspezifisches Deutungsmuster ist, dessen Verfügbarkeit immer auch mit Macht oder symbolischem Kapital zu tun hat.

Der eingangs konstatierten wiedergewonnenen Attraktivität von Muße steht in der Gegenwart häufig die Rede vom Verlust der Muße gegenüber. Dieses Verlustnarrativ lässt Muße umso attraktiver werden. Auf genau diesen Aspekt hat Hans-Georg Soeffner in einem grundlegenden Aufsatz zur gesellschaftlichen Rahmung von Muße mit Nachdruck hingewiesen. In der Gegenwart sei es bezeichnend, „dass in der zeitgenössischen Ratgeberliteratur das Gefühl, etwas Eigentümliches und zugleich Wichtiges verloren zu haben, mit der Aufforderung zum Ausdruck gebracht wird, man möge dieses Etwas wiederfinden, also Muße *suchen*“ (ebd.: 36). Das von Soeffner angenommene und mit dem Gefühl des Verlusts verbundene „Etwas“ ist dabei situiert in einem größeren Markt und häufig verbunden mit einem Entfremdungsnarrativ, das ein gleichermaßen zeitloses historisches Subjekt imaginiert, welches in einer wiederum imaginierten Vergangenheit noch über Muße verfügen konnte. Muße ist vor diesem Hintergrund mitunter auch ein gut funktionierendes Verkaufsargument. Soeffner, der sich an Adornos Kritik der Kulturindustrie anlehnt, geht für bestimmte marktförmig organisierte Felder davon aus, dass Muße zwar versprochen wird, diese sich dann aber gerade nicht einstellen kann. Er unterscheidet eine höchst instrumentelle und keineswegs zweckfreie Form einer „Krankenkassen- und Wellness-Center-Muße“ (ebd.: 40) von einer „echten“, zweckfreien Muße. Diese zeichne sich durch eigengesetzliche, zeitliche Freiräume aus, in denen auch die routinemäßigen Alltags- und Arbeitsabläufe angehalten würden, wodurch synästhetisches und vor allem zweckfreies Erleben möglich würde.

Insgesamt zeigt sich, dass „in dem scheinbar idyllischen Konzept der Muße Grundfragen von Gesellschaft verhandelt werden“ (Dobler/Riedl 2017: 8). Denn über das Thema Muße sind Fragen nach menschlicher Freiheit und Selbstbestimmung ebenso aufgerufen wie Fragen nach der gesellschaftlichen Organisation von

Arbeit und Freizeit. Diese Fragen sind schließlich auch verkoppelt mit spezifischen Menschenbildern, mit Vorstellungen eines guten und gelingenden Lebens sowie ganz grundlegend mit verschiedenen Sichtweisen auf Zeit und die Zeitznutzung. Gesellschaftliche Diskurse zur Rolle, Funktion und Konsistenz von Muße sind insofern immer auf die Zukunft ausgerichtet, als darüber verhandelt wird, wie wir jenseits von Zwängen oder als Reaktion auf diese zeitliche Möglichkeitsräume mit als sinnhaft und selbstbestimmt interpretiertem Tun ausfüllen können.

Markus Tauschek

LITERATUR

- Dobler, G./Riedl P. P. (2017): Einleitung. In: Dobler, G./Riedl P. P. (Hg.): Muße und Gesellschaft. (Otium. Studien zur Theorie und Kulturgeschichte der Muße, Bd. 5). Tübingen: Mohr Siebeck, S. 1-17.
- Gimmel, J./Keiling, T. u.a. (2016): Konzepte der Muße. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Hasebrink, B./Riedl P. P. (2014) (Hg.): Muße im kulturellen Wandel. Semantisierungen, Ähnlichkeiten, Umbesetzungen. Berlin: De Gruyter.
- Keiling, T./Krause, R./Liedke, H. (2018) (Hg.): Muße und Moderne. (Otium. Studien zur Theorie und Kulturgeschichte der Muße, Bd. 10). Tübingen: Mohr Siebeck.
- Prahl, H.-W. (2015): Geschichte und Entwicklung der Freizeit. In: Freericks, R./Brinkmann, D. (Hg.): Handbuch Freizeitsoziologie. Wiesbaden: Springer VS, S. 3-27.
- Rosa, H. (2016): Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne (11. Auflage). Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Soeffner, H.-G. (2014): Muße – Absichtsvolle Absichtslosigkeit. In: Hasebrink, B./Riedl P. P. (Hg.): Muße im kulturellen Wandel. Semantisierungen, Ähnlichkeiten, Umbesetzungen. Berlin: De Gruyter, S. 34-53.